Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 83 (1963)

Artikel: Marie Welti und Bernhard Hirzel
Autor: Beck, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985115

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Karl Beck

Marie Welti und Bernhard Hirzel

Dadurch, dass er am Abend des 5. September 1839 in seiner Pfarrei Pfäffikon Sturm läuten liess und damit den sogenannten Züriputsch auslöste, ist *Dr. Bernhard Hirzel* (1807–1847) in die Zürcher Geschichte eingegangen. Subjektiv hatte indessen jene Episode keine überragende Bedeutung in Hirzels Leben, in welchem sich widrige Umstände, eigene und fremde Schuld tragisch verflochten haben und zu dessen gerechter Beurteilung gründliche psychologische Kenntnisse nicht weniger erforderlich wären als Fachkenntnisse zur Würdigung des bedeutenden Sprachgelehrten.

Um sich gegen die unerquicklichen Verhältnisse in seinem Elternhaus ein Gegengewicht zu schaffen, wandte sich der junge Bernhard unter der Führung seines Privatlehrers, des späteren Professors Gottfried von Escher, den Wissenschaften zu, besonders dem Studium der Fremdsprachen. Dank seiner ungewöhnlichen Begabung lernte er nicht nur das übliche Latein und Griechisch, sondern las mit 17 Jahren bereits den Pentateuch ohne Vokale und ohne Anstoss die leichteren Stücke des Korans. Weil das damalige Zürich für eine solche Studienrichtung keine andere Möglichkeit bot als die Ausbildung zum Theologen, nahm er diese auf sich und wurde 1831 ordiniert. Dann aber erwirkte er sich von seinem Vater Johannes Hirzel-Bürkli (1776–1848), Tuchscherer und Presser in der Enge, die Erlaubnis zum Besuch ausländischer Hochschulen, um sich vor allem dem Sanskrit zu widmen. 1831/32 war er in Berlin, wo er doktorierte, und 1832/33 in Paris, wo er in leidenschaftlichem Arbeitseifer nach seiner eigenen Aussage in einem einzigen Jahr das Pensum von 3–4 Jahren bewältigte. In jener Zeit bereitete er zudem die Herausgabe seiner Übersetzung des indischen Versepos «Sakuntala» vor. Die trügerische Hoffnung auf eine Professur an der neuen Zürcher Hochschule bewog ihn zur Rückkehr in die Vaterstadt. Allein die junge Universität stand noch auf so schwachen Füssen, dass sie sich einen

Lehrstuhl für ein so wenig zentrales Fach noch nicht leisten konnte, und so wurde Hirzel nur als Privatdozent zugelassen, erhielt jedoch dazu die zwar fest, aber recht bescheiden besoldete Stelle eines Inspektors der Stipendiaten. Trotzdem verheiratete sich der junge Mann ungesäumt mit Elisabeth Tobler (1811–1856), mit der er sich schon vor seiner Abreise ins Ausland verlobt hatte; 1834 wurde dem Paar, das im Haus des Tuchscherers Hirzel wohnte, der Knabe Arnold (1834–1887) geboren.

Neben der Fortsetzung seines Studiums altindischer Literatur und Philosophie und neben weiteren Übersetzungsarbeiten, zudem neben dem Amt eines Gemeinderates der Gemeinde Enge, musste Hirzel aus finanziellen Gründen auch Pfarrvikariate übernehmen und bewarb sich schliesslich um die Pfarrstelle in Pfäffikon, welche er 1837 antreten konnte. Er bemühte sich redlich, seiner neuen Aufgabe gerecht zu werden, und verzichtete auch vom Frühling 1838 an auf die Privatdozentur; aber im Grunde kam er nie darüber hinweg, dass seine eigentliche Aufgabe Sanskrit und Orientalistik, dass seine Tätigkeit als Pfarrer einer ziemlich abgelegenen Landgemeinde ein Verrat an der Wissenschaft sei, wie ja denn auch bis heute sein Name als der eines hochbegabten und glänzenden Vertreters jener Fächer erwähnt wird.[1] Aus diesem Zwiespalt zwischen Beruf und Berufung wird man es erklären müssen, dass er sich in ungestilltem Wirkungsdrang so leidenschaftlich dem Kampf gegen das herrschende radikale System anschloss. Bald nachdem ihn der Umschwung von 1839 in den Erziehungsrat und in den Kantonsrat geführt, erkannte er indessen, dass er zur Politik noch schlechter taugte als zum Pfarramt. In einer Druckschrift legte er über seinen Anteil an den Ereignissen vom September 1839 öffentlich Rechenschaft ab und suchte dann wieder Befriedigung bei der Wissenschaft. Er übersetzte das Hohe Lied neu, welches er als weltliches Liebesgedicht auffasste, und schrieb 1843 das «Gericht des Todesboten über den Erdkreis», das 1844 im Druck erschien und in welchem Orientalistik, Theologie und Politik in sonderbarer Mischung vereinigt sind. Es ist ein Wehe-Ruf im Stil des Propheten Jesaja, und zwar mit hebräischem und deutschem Text. In einem Vorwort suchte er den Eindruck zu erwecken, es sei irgendwo ein alter Text entdeckt worden, den er nun samt der deutschen Übersetzung publiziere, doch hoffte er natürlich, dass seine

[1] Siehe das Vorlesungsverzeichnis der Zürcher Universität aus jener Zeit. Ferner: «Die Universität Zürich 1833–1933», Zürich 1938, Seiten 366, 406 und 599/600.

Autorschaft an beiden Versionen, auf welche er sehr stolz war, kein Geheimnis bleiben werde.

War schon das Wiedererstarken der Liberalen bald nach dem Putsch für Hirzel ungünstig gewesen, so zwangen ihn Schulden und vor allem sein in der unglücklichen Ehe nicht gestilltes Liebesbedürfnis dann im Sommer 1845 zur Resignation vom Pfarramt. Er trennte sich von seiner Frau und seinem Knaben und siedelte zu seinem fast erblindeten und kränklich gewordenen Vater über. Da die Wiederaufnahme seiner früheren Tätigkeit als Privatdozent an der Zürcher Hochschule auf Schwierigkeiten stiess, half er bei der Führung des väterlichen Geschäftes mit. Vor allem aber nahm er sich vor, der Welt durch eine wissenschaftliche Leistung nochmals seine Fähigkeiten zu beweisen, das, was ihm das Schicksal so karg gewährt, noch zu geniessen und dann den Gedanken, der ihn seit seiner Jünglingszeit immer wieder verfolgt hatte, in die Tat umzusetzen: seinem Leben freiwillig ein Ende zu bereiten.

Zunächst übersetzte er also ein philosophisches Drama aus dem Sanskrit ins Deutsche und trug sich später mit dem Plan zu einer Novelle. Finanziell verliess er sich darauf, dass sein dem Tode entgegengehender Vater ihm und seinem Bruder ein ziemlich reiches Erbe hinterlassen würde, auf welches hin er unbedenklich Geld aufnahm und Versprechungen machte. Immer noch konnte er auch auf das Wohlwollen einiger alter Freunde zählen, besonders auf das seines treuen Jugendfreundes *Prof. J.C. Bluntschli.*

Nach einem ersten kurzen Verhältnis, welches ihn als rein äusserliches nicht befriedigte, begegnete er einem siebzehnjährigen Mädchen aus dem Badischen, dem Anneli, welchem er sich eng verband und welchem er die Heirat versprach, sobald er von seiner Frau geschieden wäre, oder dann wenigstens eine hohe Geldzuwendung. Frau Hirzel weigerte sich nämlich, die Scheidungsklage einzureichen, und Bluntschli hatte ihm erklärt, dass ein von ihm eingeleiteter Scheidungsprozess sich über lange Zeit hinziehen werde. Da lernte Hirzel im späteren Frühling 1846, vielleicht in der Umgebung Annelis, Marie Welti kennen, und mit ihr zusammen erlebte er endlich die grosse Liebe.

Anna Maria Welti wurde 1827 als Kind Heimatloser geboren, am 2. Februar 1829 katholisch getauft und Ende 1837 in Zollikon eingebürgert. In jener Zeit war man nämlich daran gegangen, den ziemlich zahlreichen Heimatlosen, und zwar vorab den jugendlichen, später auch den älteren, ein Bürgerrecht zu verschaffen, und ein Ko-

mitee sammelte Gelder zur Bezahlung der Einkaufsgebühren, wo die Gemeinden nicht auf solche verzichteten. Ein Bericht der Zürcher Regierung an den eidgenössischen Vorort vom Januar 1843 zum Beispiel nennt einundzwanzig im Kanton in den letzten fünf Jahren eingebürgerte und sechzehn geduldete Heimatlose, ferner deren sieben, die den Kanton verlassen hatten. Von diesen vierundvierzig Personen führen fünfzehn den in der Nordschweiz ziemlich häufigen Namen Welti. Die Behauptung Maria Weltis, ihre Sippe stamme ursprünglich aus Wädenswil und sei von dort wegen ihrer Anhänglichkeit an den alten Glauben zur Zeit der Glaubensspaltung vertrieben worden, lässt sich jedoch nicht nur nicht belegen, sondern ist auch unwahrscheinlich.[2]

Unter den Eingebürgerten jenes Berichtes finden sich drei Söhne der im Kanton geduldeten Witwe Welti, deren Mann, Peter Welti, 1841 gestorben war: Jakob, Johannes und Thomas Welti. Ein weiterer Sohn, Michael, war in römische Dienste getreten; ein Peter Welti, der sich nach Marie Weltis Tod in Zollikon als deren Bruder meldete, figuriert nicht in dem Bericht. Die Angabe, dass das Kind Maria Welti die Tochter der Witwe Welti sei, ist in dem Bericht mit einem Fragezeichen versehen, und es ist später mehrfach bald von Brüdern, bald von Stiefbrüdern Maries die Rede. Die Zolliker Behörden hatten ungefähr die Hälfte der überdurchschnittlich hohen Einkaufsgebühr für die neue Bürgerin dieser als Eigentum zugesprochen, um ihr später die Erlernung eines Berufes ohne Inanspruchnahme des Armengutes zu ermöglichen, und liessen sie, die, wahrscheinlich seit dem Tode des alten Peter Welti, einen Vormund hatte, denn auch vom Dezember 1841 bis zum Juni 1845 eine Lehre bei einer Schneiderin machen. Als Bernhard Hirzel sie kennenlernte, war sie noch nicht neunzehn Jahre alt, arbeitete als Schneiderin und wohnte bei ihrer Mutter an der Sternengasse in der Enge. In der gleichen Haushaltung muss – neben der Hündin Amba – noch ein kleines Kind gelebt haben und ein junger Bursche namens Hans Hafner, der zu Marie fast wie ein Bruder stand. Jakob Welti hatte bereits Frau und Kinder und betrieb eine Spenglerei in Unterstrass, während sich Hans (Johannes) Welti in seiner Heimatgemeinde Bonstetten aufhielt.

In seiner Lebensbeschreibung schildert Hirzel seine Begegnung mit Marie Welti mit den folgenden Worten: «Ohne nur mit ihr ge-

[2] Mitteilung von Herrn *P. Ziegler* in Wädenswil. Es gibt allerdings ein Wädenswiler Geschlecht, das sich heute «Wälti» schreibt.

sprochen zu haben, fühlte ich bei ihrem blossen Anblick mehr Poesie in mir aufleben als jemals in meiner Jünglingszeit... Ich wusste, dass ich endlich die Ergänzung meines Lebens gefunden hatte... Dieses Mädchen musste mein werden, und koste es Leben und Ehre und Seligkeit... Es war offenbar wieder mein Schicksal; es *musste* so sein... Ich traf mit ihr zusammen, und ihr geistig regsames, heiteres, kindliches Wesen, verbunden mit unbedingter Hingebung, der offensten Aufrichtigkeit und einer mächtigen Opferkraft, mit einem Wort mein weibliches Ideal, wiewohl noch nicht poliert, fesselte mich unwiderstehlich auf Tod und Leben. Auch sie fühlte sich von mir... gebannt, und wir wurden eins, und eins werden wir bleiben, so lang wir leben...»

Trotzdem er sich der Unwürdigkeit dieses Zustandes schmerzlich bewusst war, unterhielt Hirzel sein intimes Verhältnis mit beiden Mädchen, Anneli und Marie, während mehrerer Wochen und benutzte erst eine längere Abwesenheit Annelis zu einer Aussprache mit Marie. Zwar war er mit dieser übereingekommen, dass von einer Heirat nicht die Rede sein könne, hatte ihr aber sein Wort gegeben, «dass er sie einzig liebe und ewig nie verlassen werde». Marie wollte zugunsten Annelis, welche die älteren Anrechte und Zusicherungen besass, zurücktreten, doch beschwor sie Hirzel weinend, ihn nicht zu verlassen; er werde Anneli nie mehr berühren, nur noch für sie sorgen, so viel er könne. «*Du* bist mein Leben, *du* meine Seele, *du* mein alles! Hast du mein Herz, was hätte Anna von meiner Hand?... Du bist mein, ich dein! Eher sterben als dich lassen!» An seinem Halse weinend sagte Marie ja, «welches mich ihr zu eigen machte auf Leben und Tod, Himmel und Hölle!» Dass trotzdem dem Verhältnis Hirzels zu Marie wenigstens in den ersten Monaten eine gewisse Unklarheit nicht abzusprechen war, erhellt aus der Bemerkung Hirzels, Marie habe fast nie Geld von ihm angenommen, doch hätten kleine Geschenke sie erfreut. Er sah darin ein Zeichen ihrer aufrichtigen Liebe zu ihm, wusste er doch, dass in der angestammten Umgebung Maries die Hingabe eines Mädchens gegen Geld nicht grundsätzlich verpönt war. Ein Beweis dafür ist darin zu erblicken, dass Marie ein diesbezügliches Angebot, das ihr ein reicher Engländer im Spätsommer jenes Jahres machen liess, lachend, nicht entrüstet, von sich wies. In einem Liebesbriefchen Hirzels ungefähr aus der gleichen Zeit stehen die Sätze: «Deine Aufrichtigkeit, deine Natürlichkeit, dein ganzes Wesen bei dem letzten Vorfall haben allen den Verdacht, der bisher allwo in mir aufsteigen wollte, getilgt. Jetzt erkenne ich aufs Deut-

lichste, dass wir beide miteinander *stehen und fallen, leben und sterben* müssen.» Und in einem andern Briefchen: «Deiner Liebe und Treue bin ich ja, glücklicherweise, jetzt ganz versichert.»

Ende Juli 1846 wurde Hirzel aus seiner Sorglosigkeit jäh aufgeschreckt. Als er nach mehrtägiger Abwesenheit zu später Abendstunde heim kam, erfuhr er durch seinen Bruder, der allein noch nicht zu Bett gegangen war, dass an jenem Tag auf Verlangen eines Gläubigers sein Hausrat gepfändet worden sei, ohne dass der Vater das zu vermeiden gesucht hätte. Das traf Hirzel, der fälschlicherweise geglaubt, es herrsche Rechtsstillstand, um so schwerer, als es ihm bis dahin gelungen war, als «solider» Schuldner zu gelten, und der Verlust dieses guten Rufes ihn in arge Verlegenheit bringen konnte. Ohne seinem Vater vor die Augen zu treten verliess er in der Morgenfrühe das Elternhaus. Dem ihm immer nahe liegenden Gedanken an eine Flucht in den Tod folgte er schliesslich doch nicht, sondern suchte und fand eine erste Unterkunft bei Maries Bruder, dem Spengler Jakob Welti in Unterstrass. Auf Hirzels Bitten, vielleicht auch um der Schwester ihren «reichen Herrn» zu erhalten, unterschrieb ihm der in recht bescheidenen Verhältnissen lebende Handwerker einen Wechsel über mehr als 500 fl., und auch die alte Frau Welti und Hans Hafner verschuldeten sich zu Hirzels Gunsten, so dass dieser nach kurzer Zeit wieder über 1500 fl. verfügte. Auch hatte der Bedrängte sogleich von Unterstrass aus einen Boten zu Bluntschli geschickt mit der Bitte, ihm sofort oder wenigstens noch im Laufe des Tages 50 fl. zukommen zu lassen. «Ich bitte dich um Gottes willen, verschaffe mir diese Summe. Es ist die letzte Bitte wohl, die ich an dich tue.» Gerührt preist Hirzel die verachteten Heimatlosen, die den Sprachgelehrten nebenbei auch deswegen interessierten, weil sie unter sich bisweilen noch Rotwelsch sprachen, als seine edelmütigen Retter. Er glaubte, nach Bezahlung der dringendsten Schulden nun genügend Zeit zu haben, sich um Hilfe bei anderen Bekannten umzusehen, welche «durch Vorschiessen von einigen tausend Gulden ihn aus den Klauen seiner Familie erretten und der Wissenschaft und dem Leben erhalten wollten». Marie Welti hatte keine Verpflichtungen unterschrieben, sondern ihn aus ihrem kargen Verdienst etwas unterstützt. Immerhin hatte er ihr in der ersten Verzweiflung von seinen Selbstmordgedanken gesprochen. Da – erzählt er – blickte sie ruhig und ernst zu ihm auf mit den einfachen Worten: «Aber nicht wahr, mein Lieber, nicht allein!» Wenn der Gedanke Maries an einen gemeinsamen Tod hier zum erstenmal Ausdruck fand, so hing das vielleicht

damit zusammen, dass sie des Geliebten Not zugleich als eine Art bitteren Glücks empfand, weil sie nun nicht nur die Freude, sondern auch den Schmerz mit ihm teilen, sich jetzt in Freud und Leid mit ihm verbunden fühlen durfte.

Nach Überwindung der schärfsten Krise mietete sich Hirzel am Bleicherweg ein und löste seinen Hausrat aus der Pfändung. In einer auf Stempelpapier geschriebenen kleinen Urkunde schenkte er diesen Marie «für die Sorgfalt, mit der dieselbe meine Effecten besorgte, sowie auch aus Zuneigung zu ihr», und versprach ihr zudem einen bescheidenen Zins für dessen weitere Benutzung. Es muss auch um jene Zeit gewesen sein, dass Hirzel seine erschütternde Selbstbiographie verfasste, ursprünglich als letzte «Beichte» vor seinem Tod gedacht, setzte er doch an den Schluss der Einleitung die Begründung: «denn ich will sterben». Als er sie, vielleicht Mitte Oktober, Bluntschli schickte, gestand er allerdings, dass während der Niederschrift der Wunsch, weiterzuleben, in ihm wieder erwacht sei. Er bat den Freund, diese Blätter seinem Knaben Arnold nur dann als Warnung vor ähnlichen Fehlern zu zeigen, wenn jener am Leben geblieben und reif genug geworden sei, sie ohne Schaden zu lesen und zu verstehen.

Im Laufe des Herbstes bemühte sich Hirzel weiter, eben die paar tausend Gulden auf längere Sicht erhältlich zu machen, «um nicht vor dem Ableben des Vaters faillit zu werden». Ehe ihm das aber gelungen war, machte ein neuer Entschluss des Vaters auch diese Hoffnung zunichte. Als der Vater Annelis, welches ein Kind erwartete, dessen Ansprüche geltend machte, setzte der Tuchscherer Hirzel mit Hilfe eines Anwaltes ein Testament auf, in welchem er – in ungesetzlicher Weise, wie Hirzel sagt – verfügte, dass das Erbteil seines Sohnes Bernhard nicht an diesen, sondern direkt an dessen Sohn Arnold übergehen solle. Hirzel versuchte zunächst, diese Verfügung einfach nicht anzuerkennen, dann, als dies nicht gelang, wenigstens die Nutzniessung bis zu Arnolds Volljährigkeit zu erreichen – ohne Erfolg. Da der Vater keineswegs verhinderte, dass sein Entschluss, den der Sohn als «moralischen Mord» bezeichnete, den Leuten zu Ohren kam, wurde tatsächlich dessen finanzieller Ruin herbeigeführt. Alle seine Anleihen, seine Wechsel, seine Versprechungen waren ja darauf gegründet gewesen, dass ihm in naher Zukunft eine Erbschaft von mindestens 50 000 fl. zufallen werde, die nun in nichts zerfloss. Wollte er dem Gefängnis entgehen, blieb ihm nur die Flucht übrig, die er wieder dem Tod durch eigene Hand vorzog.

Vor seiner Abreise nach Paris, wo er 1832/33 studiert hatte und nun irgend eine lohnende Beschäftigung zu finden hoffte, besprach sich Hirzel nochmals mit Bluntschli. Dieser legte ihm erneut seine Ansicht dar, nämlich dass aus den Beziehungen der beiden Liebenden nur dann ein wirkliches Glück entspringen könne, wenn sie durch eine richtige Ehe verbunden sein würden, was allerdings im Hinblick auf einen voraussichtlich langen Scheidungsprozess viel Geduld und eine gewisse Zurückhaltung erheische. Der Vater Hirzel scheint über das Verschwinden seines Sohnes aus der Heimat nicht unglücklich gewesen zu sein, gab er ihm doch 300 fl. Reisegeld mit und Kreditbriefe, auf welche er in Paris vier Monatszuschüsse von je 60 fl. (ungefähr 150 Franken) erheben konnte.

Am 1. November 1846 verliess Hirzel seine Vaterstadt und nahm in Paris zuerst Beziehungen zu dem Orientalisten Henschel auf, der einst auch mittellos aus Deutschland gekommen war und sich seither ganz ordentlich durchgebracht hatte. Der erfahrene Mann erklärte ihm, wie schwer es für ihn sein werde, in der teuren Stadt seinen Lebensunterhalt zu verdienen, besonders weil die Familien, die Hauslehrer hielten, erst in den nächsten Wochen vom Land in die Hauptstadt zurückkehren würden. Dagegen liesse sich wohl bei deutschen Verlegern etwas verdienen mit volkstümlichen Novellen über das Leben in der Schweiz. Schon vor Mitte November musste Hirzel wieder einmal bei Bluntschli Hilfe suchen: weil sein Gepäck lange nicht angekommen sei, habe er Kleider kaufen müssen; ein billigeres Logis als sein gegenwärtiges in einem ziemlich teuren Hotel am Boulevard des Italiens könnte er haben, wenn er rasch zugriffe, doch könne er das Hotel nicht verlassen ohne seine Rechnung beglichen zu haben. So möge doch Bluntschli dafür sorgen, dass er rascher und mehr Geld beziehen könne als nur die erst am Ende dieses Monats fällige erste Monatsrate. Von Henschel wolle er nichts borgen: «Lieber sterben als mir wieder eine solche Last aufbürden!» Er hoffe, bald einen Weg zu finden, dass er nicht nur sich selbst, sondern auch andern helfen könne. Vorläufig arbeite er an der Novelle «*Die Heimatlosen*», die als erstes Stück einer Folge «Schweizer Lebensbilder – Wahrheit und Dichtung» gedacht sei.

Kaum hatte Hirzel noch vor dem Monatsende sein erstes Betreffnis beziehen können, wandte er sich schon wieder an den Freund in Zürich. Er habe jetzt eine Hauslehrerstelle in Aussicht, wo er zwar verhältnismässig gut, jedoch nur vierteljährlich bezahlt werde; da brauche er doch noch Wäsche, Kleider und Bücher und überhaupt Geld

bis zur ersten Gehaltsauszahlung. Könnte er nicht gleich die drei restlichen Monatsbetreffnisse auch noch beziehen? Könnte ihm nicht der erblindete Vater seine goldene Uhr überlassen, die ihm doch nichts mehr nütze? Und könnte ihm nicht wenigstens ein Teil des Ertrages von Arnolds anwartschaftlichem Vermögen überlassen werden? Hirzels Hoffnungen auf diese Stelle erfüllten sich nicht, doch erklärte sich gegen Mitte Dezember ein Herr Bouffé – «ein Tochtermann des berühmten Stapfer in Bern» – bereit, dessen Dienste in Anspruch zu nehmen, zwar gegen ein etwas geringeres, dafür aber in kürzeren Abständen auszurichtendes Gehalt. Nun war Hirzel wieder voller Hoffnung und ersuchte Bluntschli statt um Geld darum, sich um seine Scheidung zu bemühen!

Schwerer als Hirzel die Enterbung durch seinen Vater traf Marie Welti die Abreise des Geliebten. Die Briefe, die sie im November und Dezember 1846 an ihn schrieb, geben einen Einblick in ihren damaligen Seelenzustand. Wenn man ihre bescheidene Schulbildung bedenkt, ist man überrascht, wie geschickt sie sich auszudrücken, wie eindrücklich sie ihre Verhältnisse und Nöte zu schildern weiss. Orthographische und stilistische Unebenheiten verbergen nicht die beachtliche Intelligenz der Schreiberin. Ihre und Hirzels Briefe wurden übrigens nicht immer einzeln abgeschickt, sondern öfter zu zweien oder dreien zusammengelegt.

Marie Welti lebte in einer gefühlvollen Zeit und war in einem Alter, wo Neigung zu Überschwänglichkeit besonders bei einem Mädchen nicht unnatürlich ist.[3] Besonders seitdem Hirzel das Haus seines Vaters verlassen, war die Hingabe an ihn und für ihn so sehr ihr Lebensinhalt geworden, dass sie sogar ihre Arbeit als Schneiderin aufgegeben hatte. Der Umgang mit dem gebildeten Mann hatte ihr die Primitivität ihrer angestammten Umgebung bewusst werden lassen und sie derselben, wenn auch nicht äusserlich, so doch innerlich entfremdet. Der Geliebte war ihr Halt und Stütze geworden, so dass sie sich ein Leben ohne ihn nicht mehr vorstellen konnte; ohne ihn fühlte sie sich verlassen und verloren. Sie nennt sich «ein armes Waislein», mit dem es ausser ihm niemand gut meint, gleich wie einzig sie ihm wirklich wohlgesinnt ist. Sie fühlt sich daher für ihn verantwortlich, so dass man an die Sagen erinnert wird, in welchen ein Mädchen durch seine aufopfernde Liebe und Treue einen Mann aus Schuld und Not erlöst.

[3] «Exaltiert» nannte sie Herr *Dr. med. R. Stolba* in Zürich, dem ich wertvolle Hinweise für die psychologische Deutung ihrer Briefe verdanke.

Hirzel ist indessen für sie nicht nur Geliebter; er ist auch – doppelt so alt wie sie – ihr «Vater», und sie nennt sich oft sein «Kind Maria». Man erkennt, dass sie trotz der Reife der liebenden Frau eben doch noch nicht erwachsen und stark genug ist, um auf die Dauer ihr Leid ohne Anlehnung an jemanden zu tragen. Verzweifelt ruft sie sich und ihm Hirzels Abschiedsworte in Erinnerung: «So wahr ich will selig sterben, Kind, liebes Kind, will ich dich nicht verlassen!» und sein Versprechen, sich so bald als möglich scheiden und sie – entgegen dem Rat Bluntschlis – nach Paris kommen zu lassen.

Der erste Brief Maries ist noch voll vom Abschiedsschmerz: «...fühl und denke meine Tränen, mein Rufen! Lieber! könnt ich dich umfassen!... Soll ich dich lassen, so ist Sterben mein Schicksal, heute so gern wie morgen...» Im zweiten Brief, vom 9. November, bricht dann die ganze Verzweiflung durch. Zwischen dem, was sie zu berichten hat, finden sich immer wieder leidenschaftliche Liebesbeteuerungen und Beschwörungen, ihr Leid nachzufühlen und sie nicht zu verlassen; ja Marie benutzt für einige Zeilen statt der Tinte ihr eigenes Blut! «Ich kann es nicht mehr länger aushalten, ich sterbe vor langer Zeit [mundartlich = Sehnsucht]... ich habe keine Ruhe mehr; Tag und Nacht sind wie Jahre...» Und Marie hat genug Schlimmes zu berichten; denn nach Hirzels Abreise regten sich die Gläubiger. Jakob Welti ist wütend, weil er einen Zahlungsbefehl bekommen hat; auch die Mutter Welti und Hans Hafner werden für ihre Unterschriften belangt. Hans kommt jeden Abend betrunken heim und macht Radau, die Mutter ist erkrankt, alle machen sie Marie als der Schuldigen Vorwürfe, betrüben sie durch Hinweise auf Hirzels Vorleben und zweifeln daher an seiner Treue. Nicht ohne einen Anflug von Stolz erzählt sie von ihrem Gang zu Bluntschli, um Hilfe für Jakob zu erbitten, wobei ihr jener versprach, zusammen mit einigen Freunden dem Spengler 150 fl. für eine erste Zahlung zur Verfügung zu stellen. «Über mein Weinen und Anhalten für den Bruder hätte sich ein Stein erbarmt... Er sagte dann, ich hätte doch nicht so sollen mit dir hineingehen; es sei doch nicht der rechte Weg. Ich hätte denken sollen, es gehe so. Meine Antwort: es ist gerade gleich; es ist mich noch nie gerauen, noch keinen Augenblick. Er ist mir lieb gewesen und [ist es] jetzt noch. Ich möchte ihn nur noch einmal sehen...» Um einem Ruf Hirzels sofort Folge leisten zu können, hat sie sich in ihrer Heimatgemeinde Zollikon bereits einen Heimatschein geholt; «...gab ihnen einen Nothlug an [ich gehe] als Helferin auf Lindau. Jetzt muss ich einen Heimatschein haben für ausserhalb den

Kanton. . .» In einem folgenden Brief meldet Marie, sie habe nun zudem beim Zolliker Pfarrer einen Taufschein geholt und dabei nochmals bei den Behörden vorgesprochen. Diese waren offenbar ungehalten darüber, dass sie, trotzdem sie es mit dem Heimatschein so eilig gehabt, noch nicht verreist war, und begegneten ihr «ziemlich verächtlich». «Lieber sterben als in Zollikon sein!»

In den Briefen beider fällt es auf, wie wenig sie sich ausserhalb ihres Liebeslebens doch gekannt haben. Marie gab sich kaum je Rechenschaft über die Fragwürdigkeit von Hirzels finanziellen «Operationen». Über seine Aussichten, sich in Paris eine neue Existenz aufzubauen, konnte sie unmöglich urteilen; aber sie bemühte sich auch nicht, sich eine Vorstellung über ihr Leben in der fremdsprachigen Grossstadt zu machen – es genügte ihr, sich dort in der Nähe des Geliebten zu denken. Einzig um seine Treue bangte sie, nicht aber darum, ob er wirklich noch fähig sei, seine verzweifelte Lage zwischen Leidenschaft und Mittellosigkeit, zwischen Wunschträumen und Kopflosigkeit durch Innehaltung einer klaren Linie einigermassen zu meistern und der Verantwortung für sie und sich gerecht zu werden. Zu leicht floss ihr das «Dann lieber sterben» aus der Feder. Aber auch Hirzel kannte seine Marie nicht gut genug, um sich vorstellen zu können, wie ihr Leben und ihr Zustand nach seiner Abreise sein würden. Er hatte sich dessen gefreut, dass er ihr Lebensinhalt geworden war, und erkannte nicht, was es für das noch so junge und gefühlvolle Mädchen bedeuten musste, nun wieder auf unbestimmte Zeit allein zu stehen in der derben Umgebung, welche durch unbedacht bereitwillige Hilfe für ihn jetzt in Bedrängnis geraten war. Sein Gefühl sagte ihm nicht, wie seine bald recht zuversichtlichen, bald auf Schwierigkeiten hinweisenden, jetzt versprechenden, dann wieder hinhaltenden Briefe auf Marie wirken mussten. Und auch in ihm lauerte beständig der Gedanke an den, jetzt gemeinsamen, Tod als letzten Ausweg.

Im ersten Brief aus Paris drückt Hirzel zunächst die Hoffnung aus, Marie werde die Stadt bald selbst sehen können, da ein Freund sie in passender Gesellschaft unterbringen werde, um bald darauf zu erklären, alles werde von der Möglichkeit abhangen, sie geziemend unterbringen und ernähren zu können. Auf ihren jammervollen Brief schreibt er ihr, wenn es nicht anders gehe, werde er sie holen, doch bliebe ihnen dann kaum etwas anderes übrig, als kurze Zeit noch in Liebe zusammen zu leben und dann gemeinsam zu sterben. Er fragt, ob sie sich nicht bis zum Neujahr gedulden und inzwischen eine Arbeit

annehmen könnte. «Ist ein Leben voll gegenseitiger Liebe nicht ein Opfer wert?... Sei ruhig! Dulde! Hoffe!» Am 21. November versichert er sie erneut seiner Treue und fährt fort: «*Du* bist verloren und *ich* bin verloren für hier und dort, wenn wir nicht zusammenkommen. *Du* sinkst und *ich* sinke. *Du* hast niemand auf der Welt, der es *wahrhaft* gut mit dir meint als *mich*, und *ich* niemanden ohne *dich*. Darum, du meine Seele, mein Leben, nimm dich zusammen, ertrage alles, dulde alles unserer Liebe wegen und bereite dich vor, in kurzer Zeit zu mir zu kommen.» Am 29. November warnt er Marie vor ihren Angehörigen, die sie «in Stunden der Not wieder verkaufen und zu ihrem eigenen Vorteil missbrauchen» könnten, und am 1. Dezember berichtet er von einem Brief Bluntschlis, welcher geschrieben habe, unter der Bedingung, dass er, Hirzel, sich enthalten könne, bis Marie seine rechtmässige Gattin geworden, fürchte er nichts für ihn und sie. «Wir müssen uns um das Neujahr noch sehen und sprechen.» Tags darauf macht er schon den Vorbehalt, er wolle die Wiedervereinigung mit Marie nur dann aufschieben, wenn diese damit einverstanden und in jeder Beziehung gut versorgt wäre, welch letzteres in ihrer gegenwärtigen Umgebung allerdings nicht der Fall sei. An der Hauslehrerstelle, um die er sich bewerbe, hätte er indessen nur die Sonntage frei, was für Marie, auch wenn sie in seiner Nähe wohnte, eine starke Entsagung und angesichts ihrer Unkenntnis der Landessprache ein recht langweiliges Leben bedeuten würde. Da könnte sie sich doch überlegen, ob sie nicht nach Bluntschlis Rat noch ein Jahr in Zürich bleiben und inzwischen etwas Französisch lernen wolle.

Nachdem auch Jakob Welti am 28. November Hirzel in einem Brief seine Bedrängnis dargestellt, schilderte ihm Marie Ende November erneut ihr eigenes Elend und das ihrer Angehörigen. Auf der Strasse bekomme sie Schimpfnamen zu hören; suche sie Arbeit, werde sie höhnisch abgewiesen; immer habe sie Gänge zu machen wegen der Wechsel, und sogar Hans Hafner drohe die Verhaftung. Offenbar musste sie den ganzen Hass vieler Zürcher gegen den einstigen Umstürzler und den Spott über den früheren Pfarrer auskosten. Sie schloss ihren Brief mit den Sätzen: «...denn ich habe keine Ruhe mehr, und heute muss ich wieder vasten wie gestern. Vor Müde und Schmertzen kann ich bloss weinen. Lieber, lieber Bernhard, wenn es noch lange so geht, so werden wir wohl einander nicht mehr sehen...» und spielte damit auf ihre Verzweiflung darüber an, dass Hirzel ihre Reise nach Paris je länger desto mehr hinauszuschieben beabsichtige.

In den zwei ersten Dezemberwochen schreibt Hirzel fast täglich an die Geliebte. Gegen ihren Vorwurf einer Verzögerung ihrer Reise weist er darauf hin, es sei doch immer erst vom Neujahr die Rede gewesen. Auch wenn sie in Zürich bliebe, müsste sie von der Mutter weg. Dem Zweifel ihrer Angehörigen an seiner Treue begegnet er mit den Worten: «Süsses Liebchen, darum will ich eben *dich* zur Frau» und meint damit den Vorwurf, er könne nicht ohne Frauen leben. Jakob Welti werde er entschädigen, «sobald der gegenwärtige Sturm vorüber» sein werde. «Für die Zukunft ist mir nicht bange; aber wir müssen auch in der Gegenwart gelebt haben.» Am 5. Dezember widerruft er alle Vorschläge, dass Marie noch über das Neujahr hinaus in Zürich bleiben sollte, um tagsdarauf diese Möglichkeit doch wieder zu erwähnen. Am 14. Dezember endlich konnte er seine Anstellung durch Herrn Bouffé melden, welche Stelle er bereits am 17. Dezember antreten werde. Wohl sei das Gehalt etwas geringer, als er gehofft, doch werde er nun nicht nur den ganzen Sonntag, sondern auch den Donnerstag Nachmittag frei sein; dazu sei ihm über das Neujahr noch ein Urlaub zu einem Besuch in der Heimat zugesagt. Er werde Marie so bald als möglich die Zeit ihrer «Zusammenkunft in Basel» mitteilen.

Nun folgen wieder Briefe Maries aus der Woche vor Weihnachten. Sie freute sich auf das Wiedersehen am Neujahr, trotzdem sie vielleicht nicht mit nach Paris reisen dürfe. Ihr Leben in Zürich wurde nämlich tatsächlich immer schlimmer: Unlängst musste sie bei Wind und Schnee das Haus der Mutter verlassen und bei einer guten Nachbarin übernachten. Immer wieder wurde sie von den Leuten verleumdet, wozu noch die Schande trat, dass Hirzel und sie «im neuen Kalender gekommen sind». Hans Hafner musste vor Gericht erscheinen und wurde nach der Verhandlung sogleich verhaftet. Daheim fehlte es an Geld, um Holz und Lebensmittel zu kaufen, und die Familie glaubte noch immer, Hirzel könnte ihr bei gutem Willen aus all dieser Not helfen. Da Marie seit einigen Tagen keinen Brief aus Paris mehr erhalten, schrieb sie am 23. Dezember: «Mein lieber Bernhard! Um Gottes willen, mein Bernhard, jetzt wo stehen wir? Jetzt was wollen wir?... Wenn du mir nicht am Neujahr vor die Augen trittst, so denke nur, dass du Marie nie mehr sehest...» Diesem Brief lag noch ein (nicht aufbewahrtes) Schreiben Hans Hafners bei und ein solches von einem Moritz Schweder am Bleicherweg, in welchem die Verhaftung Hans Hafners bestätigt wurde. Aus Misstrauen gegen die Post trug Marie diesen Brief nach Dietikon hinunter!

Wenn Hirzel in seinem oben erwähnten Brief an Marie vom 1. Dezember einen solchen Bluntschlis an ihn so freudig gedeutet, fast umgedeutet hat, so muss es sich um eine Antwort auf ein Schreiben Hirzels gehandelt haben, welches dieser im Zusammenhang mit der Vorverlegung seiner Monatsbezüge an den Freund in Zürich gerichtet hatte. Er gesteht darin, es sei einzig der gute Einfluss Maries gewesen, der ihn davon abgehalten, den Anwalt seines Vaters, dem er die Hauptschuld an seiner Enterbung zuschrieb, zu ermorden, wie sie ja auch sein Schutzengel gegen seinen gewöhnlichen Teufel Sinnlichkeit sei, dazu ausserdem die Triebfeder zum Guten. «Wenn ich mit Marie mich nicht verbinden kann, so gehe ich unfehlbar zu Grunde!... *Ohne sie* wäre ich geistig Null, merk dir das für mein künftiges Leben; *mit ihr* suche ich Meinesgleichen in wissenschaftlichem und belletristischem Streben, im Ringen aller Art.» Wenn Bluntschli einzig in der Ehe mit Marie die rechte Lösung sehe, möge er sich bemühen, den Scheidungsprozess zu beschleunigen und vor allem ein Eheverbot für ihn zu verhindern. Dieses Eingehen auf die Ansichten Bluntschlis ist jedoch nur ein scheinbares; denn Hirzel bittet schon in den folgenden Sätzen um des Freundes Zustimmung dazu, dass Marie bereits jetzt nach Paris komme: die Scheidung werde gewiss längere Zeit auf sich warten lassen, und es sei doch eine Bedingung seines Daseins, Marie so bald als möglich in seiner Nähe zu haben; vor allem sei wichtig, sie aus ihrer Familie zu befreien. Zudem werde er, sobald er nun eine Stelle habe, mit Leichtigkeit für sie sorgen können, da sie ja sehr geschickt und gern arbeite. «Also kurz: Um Gottes willen, sei nicht entgegen, oder du tötest mich! Ich darf, sobald ich meiner Stelle gewiss bin, Marie kommen lassen?... Und solltest du nicht einverstanden sein, Freund, so entledige ich dich aller Verantwortlichkeit; aber alles würde fallen auf dich, wenn du, der einzige, der mich kennt, meine Pläne zerstörtest!» Marie machte in ihrem Brief vom 20. Dezember eine Bemerkung über eine neue Unterredung mit Bluntschli. Dieser schreibt darüber:[4]

«*Marie Welti* übte in der Tat einen guten Einfluss auf ihn aus. Sie befreite ihn von allen andern unwürdigen Verbindungen, sie bewahrte ihn vor einer schweren Schuld, die er in der Verzweiflung und im Zorn über die feindlichen Intriguen bereit war sich aufzuladen, sie regte seine Tatkraft an. Sie war wirklich sein guter Engel.

[4] *J.C. Bluntschli*, «Denkwürdiges aus meinem Leben», Band I, Nördlingen 1884, Seite 410.

Aber sie war entschlossen, mit ihm zu leben und zu sterben. Als er nach Paris abgereist war, besuchte sie mich. Ich stellte ihr die Gefahren vor, die sie in Paris bedrohen, und die Schwierigkeiten, welche der einzigen günstigen Lösung aller Verwicklungen, der Ehe mit ihrem Freunde, im Wege stehen. Dazu war die vorausgehende Scheidung unerlässlich... Als ich der Welti von seinem Vorsatz zu sterben sprach, erklärte sie mir: «Wenn er geht, so gehe ich mit. Ich muss ihm vor Gott beistehen, wenn er Rechenschaft geben muss.» Sie bot mir noch zum Abschied ein von Maler Oeri gemaltes Portrait des Freundes an. Ich war zu unwillig über ihn und lehnte die Gabe ab. «Gut denn», sagte sie, «ich werde das Portrait vernichten, wenn Sie es nicht wollen. Kein Anderer darf es bekommen».[5] Sie reiste ihm nach Paris nach.»

Am Vormittag des Silvesters 1846 langte in der Enge eine Kutsche aus Baden an mit einem Brief Hirzels und einem Koffer für die Habseligkeiten Maries sowie zehn Fünflivres, um Verpfändetes auszulösen. Auch für die Mutter Welti hatte Hirzel, der in Baden wartete, noch fünf Thaler beigelegt mit der Bitte, den Leuten zu sagen, ihre Tochter sei mit einer vornehmen Familie als Gesellschafterin nach Italien gereist, wie denn überhaupt kein Mensch erfahren dürfe, wo er sich aufhalte und wohin Marie wirklich gefahren sei, «oder alles könnte schlimm gehen». Gegen den Kutscher möge Marie sich zurückhaltend benehmen, «freundlich, aber etwas vornehm».

Von Baden reiste das Paar zunächst nach Mühlhausen. Ohne Ortsangabe schrieb Hirzel am 3. Januar 1847 – vermutlich allerdings ohne den Brief dann auch abzuschicken, sonst wäre dieser wohl nicht erhalten geblieben – an Schweder, er könne leider Hans Hafner im Augenblick finanziell nicht helfen. Er habe Marie von Zürich weggeführt, werde jedoch in den nächsten Monaten hundert Stunden von ihr entfernt leben. «Ich bin nämlich durch die Fähigkeiten, die mir Gott geschenkt, bereits in die Lage gekommen, dass ich leicht für sie sorgen kann, sofern sie nicht in meiner Nähe ist.» Niemand dürfe ihren Aufenthaltsort erfahren, «bis wir *offen* in Zürich als *Verehelichte* auftreten können». Die räumliche Trennung von Marie werde in etwa acht Tagen erfolgen, «nachdem Marie gänzlich wird versorgt sein in der rechtschaffensten Familie, wo sie Französisch und feinere weibliche Arbeiten lernt, ihre Vorbereitung auf unsere

[5] Ein Bild des jüngeren Bernhard Hirzel, reproduziert in „Bildnisse einer Zürcher Familie aus vier Jahrhunderten", Zürich 1949, und ein entsprechendes seiner Frau oder Braut befinden sich in Hirzelschem Familienbesitz.

künftige Verbindung». Marie selbst fügte dem Brief einige Zeilen an ihre Mutter bei und bat, Schweder möge sie der des Lesens unkundigen Frau vorlesen. Ein Brief an Bluntschli vom 5. Januar enthält dann die Ortsangabe «Mühlhausen». Darin wird zuerst die respektvolle Zuvorkommenheit gerühmt, mit welcher die Familie Bouffé ihren neuen Hauslehrer behandle, und erwähnt, dieser sei nun je den ganzen Sonntag, den Donnerstag Nachmittag und «die Nächte alle» frei. Das Kostgeld für Marie, welche bei einer Elsässer Familie untergebracht sein werde, könne er in Zukunft aus seinem Einkommen gut bezahlen, sogar bald noch Schulden tilgen. Nur gerade jetzt sei ihm leider das Geld ausgegangen, wo er doch seine Rückreise nach Paris und das Kostgeld für Marie für den ersten Monat bezahlen sollte. Er bitte also Bluntschli, ihm sofort 50 fl. oder womöglich gleich 100 fl. zu schicken; er werde sie unfehlbar und womöglich zusammen mit den früher geschickten 50 fl. innert sechs Wochen zurückerstatten. Über die letzten Wechselaffären in Zürich meint Hirzel: «Gott sei Dank, dass ich endlich von solchen Geschichten befreit bin und wieder ruhiger der Wissenschaft und der Poesie leben kann»; und er schliesst den Brief mit dem Nachsatz: «Bitte, bitte, zögere nicht mit dem Gelde, oder alles könnte schief gehen. Gott bewahre mich vor neuen Dummheiten!» Später stellte er den Sachverhalt so dar, dass er auf der Herreise von Paris im Postwagen einen Mühlhauser Juden namens Schrameck getroffen habe, dem seine Kenntnis des Hebräischen solchen Eindruck gemacht, dass er sich anerbot, Marie in seiner Familie aufzunehmen. An dem Tage jedoch, als das von Bluntschli erbetene Geld in Mühlhausen eingetroffen, sei dieser Plan am Einspruch einer Tochter Schramecks gescheitert, so dass sich Hirzel gezwungen gesehen habe, Marie doch mit nach Paris zu nehmen. Dort habe dann Schramecks Sohn, von Beruf Zeichner und seit einigen Monaten mit einer Schneiderin verheiratet, Marie aufgenommen unter der Bedingung, dass ihr Geliebter nicht die Nächte bei ihr zubringe. Hirzel selbst wohnte bei seiner Herrschaft im Haus der alten, verwitweten Frau Bouffé an der Rue d'Amsterdam in der Nähe der heutigen Gare St. Lazare, während sich die Schramecksche Wohnung an der Rue de Lancry zwischen der Place de la République und der heutigen Gare de l'Est befand. Dass Hirzels Adresse übrigens verschiedenen Leuten bekannt war, ersieht man aus einem Brief von Pfarrer G. Albrecht[6] in einer Geldangelegenheit, der, datiert vom

[6] Dieser hielt sich damals in Lenzburg auf und wurde später der Schwiegervater von Bernhard Hirzels Sohn Arnold.

16. Februar 1847, die Anschrift trägt: «Monsieur le Docteur B. Hirzel, membre de la Société Asiatique, chez Vve Bouffé, 29, rue d'Amsterdam, Paris».

Da Hirzel und Marie sich nun bis Ende April normalerweise fast beliebig oft treffen konnten, brauchten sie sich nur ausnahmsweise zu schreiben. Vielleicht anfangs Februar sandte Marie dem Freund ein undatiertes munteres Briefchen. Sie erinnerte ihn daran, dass er Herrn Schrameck wegen der bevorstehenden Geburt eines Kindes versprochen habe, das Kostgeld für sie nochmals vorauszuzahlen. Nun sei das frohe Ereignis eingetreten. «Bitte bring mir deine zerrissenen Hemden und deine Strümpf, sonst machst du mich böse, und komm doch! Schlaf sanft und ruhig!» Gegen den Frühling hin erkrankte Marie, vielleicht an Grippe, vielleicht wegen des nicht einwandfreien Pariser Wassers, dem auch Hirzel Mitte November einige unangenehme Tage verdankt hatte. Sie hatte Fieber und Krämpfe, «Kopfweh und erbrechen zum erbarmen». Als sie in der Nacht Herrn Schrameck geweckt und dieser ihr etwas Thee gemacht hatte, schleppte sie sich zum Concierge hinunter und wollte diesen veranlassen, Hirzel den folgenden um Hilfe flehenden Zettel zu bringen: «Lieber Bernhard, kom doch um Gottes willen. Die Leute wollen dich nicht rufen und der Doktor auch nicht, ich weiss mir nicht zu helfen.» Als Hirzel nicht erschien, weil der Concierge offenbar im Bett geblieben war, schrieb sie am Morgen, da ihr Befinden sich etwas gebessert hatte, in ihrer Angst und Ungeduld: «Jetz weiss ich weder gigtz noch gagtz, du kommst nicht und Bortiö sagt nichts». Hirzel solle doch wenigstens am Abend zu ihr kommen. «Ach Gott, ich kann vor Schmertzen bloss [= kaum] schreiben.»

An Bluntschli schrieb Hirzel im Januar und Februar 1847 nicht. Erst vom 29. März ist ein langer Brief erhalten, den Hirzel jedoch nicht abzuschicken gewagt hatte und den Bluntschli erst mit Hirzels Nachlass im Sommer erhielt. Er bezieht sich auf einen nicht erhalten gebliebenen Brief Bluntschlis vom 16. März, welchem vielleicht eine kürzere Mitteilung Hirzels vorausgegangen war. Bluntschli war offenbar am Ende seiner grossen Geduld angelangt und hatte sich von seinem Jugendfreunde losgesagt, wodurch dieser seinen letzten und zuverlässigsten Berater und Helfer in der Not verlor. Jetzt schildert der Enttäuschte, wieso er letzten Endes Marie doch nach Paris hatte mitnehmen müssen und warum er nicht in der Lage gewesen sei, das ihm im Lauf des Winters geschickte Geld innerhalb der versprochenen Frist zurückzuerstatten. Ohne das Geld beilegen zu können hatte

er nicht schreiben wollen und sich ausserdem gescheut, Maries Anwesenheit in Paris einzugestehen; ferner wollte er zuerst noch die Novelle zu Ende führen und sie bei einem Verlag unterbringen. «Da dachte ich in meinem Leichtsinn: wegen 50 fl. wird Bluntschli doch nicht den doppelten Tod [das heisst den Tod zweier Menschen] fordern. Solcher Leichtsinn wird mir bleiben mein Leben lang. Andere betrachten das als einen Fehler; aber ich selbst betrachte es einfach als in meiner Natur gegründet... den andern Fehler, die Sinnlichkeit, habe ich abgelegt seit meiner Verbindung mit Marie.» Hirzel erwähnte zudem, dass er von seinen Gläubigern nichts zu fürchten habe; denn die Pariser Polizei wisse nichts von ihm, da er seinen Pass nie abgegeben habe. Sollte aber der Brief Bluntschlis wirklich der letzte gewesen sein, so wolle er ihm noch danken für seine bisherige Freundschaft, «einen der schönsten Sterne in der Nacht meines Daseins».

Am 29. April 1847 siedelte die Familie Bouffé für den Sommer und Herbst nach dem Schloss «Le Sentier»[7] an der Loire über, und der optimistische Hirzel tröstete Marie, er hoffe, sie bald in seiner Nähe unterbringen oder, bei der guten Bahnverbindung jener Gegend mit Paris, sie zumindest häufig besuchen zu können. In den vier Monaten, die es bereits in Paris zugebracht hatte, muss sich das Mädchen noch stärker als in Zürich so vollständig auf den Geliebten eingestellt haben, dass es bis zu dessen Abreise noch keinen rechten Kontakt mit der neuen Umgebung gesucht und gefunden hatte, so wenig wie Vertrautheit mit der französischen Sprache. Ausser den Bekannten der mit ihm wohl Elsässerdeutsch sprechenden Familie Schrameck und etwa einer Mitbewohnerin des Hauses kannte Marie niemanden und dachte auch nicht an eine regelmässige Arbeit, sondern half nur in Stosszeiten Frau Schrameck bei der Schneiderei, woraus sie kaum ihre privaten Ausgaben decken konnte. Was Wunder, dass sie sich nun wieder als verlassenes «armes Waislein» fühlte.

Jetzt schrieben sich die Liebenden erneut häufig. Nochmals zittert in den ersten Briefen der Abschiedsschmerz nach: während Hirzel auf der Bahnfahrt der Landschaft gar keine Aufmerksamkeit zu schenken vermochte, war Marie weinend nach Hause zurückgekehrt und hatte kaum mehr gewusst, was sie tat. Dann hatte sie ihr Gebetbuch zur Hand genommen, «ein paar Kapitel gebetet» und darauf in der Nacht mehr geweint als geschlafen. Wieder will sie lieber sterben

[7] In der Gemeinde Mosnes bei Amboise (Indre-et-Loire) gelegen. Nach der Auskunft von Herrn Notar *Dutilleul* in Amboise befand es sich 1843 im Besitz von Herrn und Frau Bouffé-Jauge, den Grosseltern von Hirzels Zöglingen.

als zwei Monate ohne den Geliebten bleiben; denn nun hat sie nicht einmal mehr die Umtriebe wegen der Wechsel, welche sie in Zürich abgelenkt hatten. Die Briefe Hirzels sind in der ersten Zeit der Trennung wegen seiner Verpflichtungen ziemlich kurz und enthalten hauptsächlich Beschreibungen seiner neuen Umgebung. Aus Maries Briefen gewinnen wir hübsche Einblicke in das Leben einer kleinbürgerlichen Pariser Familie jener Epoche: Sonntagsspaziergang aufs Land hinaus, Ausgänge am Abend, Kirchenbesuch, etwas Schneiderei. Mit Stolz wird ein selbst angefertigtes Kleid beschrieben, das Bernhard leider noch nicht an ihr bewundern kann, aber auch erwähnt, dass seit dessen Abreise des Mädchens rote Wangen blass geworden seien.

Am 11. Mai verschlechterte sich der Gesundheitszustand Maries neuerdings. Als gegen Abend Schrameck recht aufgeräumt heimgekommen war und Marie trösten wollte, zog sich diese in ihr Zimmer zurück. «Lieber will ich, es schlägt mich einer Tot, als so zu leben.» Trotzdem ging sie später noch mit der Familie auf die Boulevards und arbeitete den ganzen folgenden Tag emsig für Frau Schrameck, worauf sich am Abend Fieber, Kopfschmerzen und Schmerzen in allen Gliedern einstellten. Am Morgen darauf schrieb sie Hirzel verhältnismässig ruhig und versuchte dann wieder zu arbeiten. Doch schon um elf Uhr setzte sie ihr Schreiben fort: «Nein, in Gottes Namen, ich mag es nicht mehr verleiden zu schaffen, ich habe grenzenlos schmertzen. – Turst, ach Gott; von meinen Leuten will ich dir nicht schreiben, es wäre zu weitläufig. Nein, jetzt ist es elf Uhr und kein Brief da; wenn es um Gottes willen dir nur nichts gegeben hat. Schreib mir doch, lieber Bernhard, höre doch Marias Weinen, Marias Seufzen. Ach, wenn ich dich nur sehen [könnte]; ich muss sterben vor langer Zeit. Gerne würde ich nur einmal essen [im Tag, wenn ich dafür bei dir sein könnte]. – Leb wohl, ich muss ins Bett. . .» Im Lauf des Tages erhielt sie dann doch den so sehnlich erwarteten Brief aus dem Schloss, der sich unter anderem mit der Frage der Bezahlung des Kostgeldes befasste, so dass sie am Abend nochmals, und zwar wieder etwas ruhiger, schreiben konnte, jedoch nicht einmal bemerkt hatte, dass es der Auffahrtstag gewesen war (13. Mai).

Gleich nach dem Empfang von Maries erstem alarmierenden Schreiben suchte Hirzel sie in einem Brief, den er selbst ins Dorf trug statt zu warten, bis er ihn dem Boten mitgeben konnte, zu trösten und bat in einigen Zeilen Schrameck, für ärztliche Hilfe zu sorgen; zudem ersuchte er ihn um die Angabe eines Bankhauses, an welches das

Kostgeld überwiesen werden könne. Nachdem er auch Maries zweiten Brief erhalten, schrieb auch er nochmals, um ihr mitzuteilen, dass er sie weder am nächsten Sonntag noch an den folgenden werde besuchen können, wenn er nicht seine Stelle verlieren wolle. Im Notfall würde er dieses Risiko auf sich nehmen. Am Sonntag wurde Marie Hirzels erster Brief vom Freitag gebracht, und nun machte sie sich wieder trübe Gedanken darüber, dass sie ihm Kummer bereitet habe! Umsonst suchten Schramecks und eine andere Frau im Haus sie davon abzubringen, dem Geliebten so oft zu schreiben und so oft und so sehnlich Briefe von ihm zu erwarten. «Glaub mir, lieber Bernhard, wenn ich den Weg wüsste und dein Haus, ich würde keinen Augenblick mehr dableiben, so ist es mir verleidet, so habe ich Heimweh nach dir... Gestern habe ich auf der Strasse angefangen zu weinen. Ach, ich kann nicht mehr schreiben, es tut mir zu wehe.»

Jetzt schickte Hirzel Marie eine Postanweisung auf 50 Fr., von denen 20 Fr. an Schrameck abzugeben wären. Marie solle sich wegen der Sprache durch Frau Schramecks Mutter zur Post begleiten lassen und als «Marie Wetty» unterschreiben. Einen an mehreren Tagen in Fortsetzungen geschriebenen, ziemlich ruhigen Brief schloss er mit den Sätzen: «Dann, meine Liebe, eine Gewissensfrage. Du sagst, dass du es nicht so lange aushalten kannst bei unserer Trennung. Ich für mich bin natürlich noch weit elender, von dir entfernt. – Jetzt entscheide: ich kann dich hoffentlich bald zu mir kommen lassen. Aber dann auf die Gefahr hin, dass wir vielleicht, wenn es Lärm gibt, nichts anderes zu wählen haben als *sterben mit einander*. Doch darüber werde ich dir noch schreiben. Es ist das Wichtigste, was meine Feder jemals geschrieben hat. – Ach Gott, ich kann nicht mehr. Lies und bedenke alles dieses zwei, drei, vier Mal!» Dadurch in neue Verzweiflung gestürzt, antwortete Marie am 21. Mai (Freitag vor Pfingsten) «mit zitternden Händen und elendem Herzen». Sie liege wieder im Bett und könne kaum schreiben oder lesen. Hirzel habe ihr doch versprochen, so lange sie lebe nie mehr vom Sterben zu schreiben. Habe sie denn wirklich geschrieben, sie könne es nicht mehr aushalten? Der Arzt habe doch gesagt, Sorgen («Kopferbrechen») könnten sie gefährlich krank machen. Wieder erklärt sie, sie würde gern nur einmal im Tag essen, wenn sie dafür bei ihm sein könnte. Sie müsse ihn unbedingt am Sonntag sprechen um zu erfahren, warum er so niedergeschlagen sei. «Ich kann in Gottes Namen nicht mehr schreiben vor Tränen. Wenn mich nur Gott holen würde». Man wolle sie trösten; aber «ich lasse mich nicht trösten, bis ein ander[er] Brief kommt

oder du am Sonntag Morgen... Leb wohl! Auf Sonntag sehe ich dich, oder ich weiss nicht, was ich tue.»

Nachdem Marie am Pfingstsonntag wenigstens einen (heute nicht mehr vorhandenen) beruhigenden Brief von ihm bekommen, berichtete sie Hirzel ein Erlebnis vom Vortag, das sie zutiefst aufgewühlt hatte. Während sie in der Kirche, welche sie zum erstenmal wieder besucht hatte, betete, traten etwa sechzehn weissgekleidete Töchter («Matmasselen») mit den Eltern eines verstorbenen Mädchens herein, und der Sarg desselben wurde ganz nahe bei ihr abgestellt. Da weinte sie so sehr, dass eine Frau sie aus der Kirche führen musste. Zuhause weinte sie weiter, bis sie am Tisch einschlief. Immerhin begleitete sie dann am Abend Frau Schrameck noch in ein Warenhaus, wo sie sich ein Paar Handschuhe für zwölf Sous erstand. Dann gesteht sie, sie habe, um Hirzel zu schonen, ihren Zustand in den letzten Briefen besser dargestellt, als er wirklich gewesen. Der Kummer habe ihr eben auf Lunge, Herz und Kopf geschlagen; doch sei jetzt nach Ansicht des Arztes die Gefahr vorüber. Hirzel möge diesen Brief küssen, wie sie die seinigen küsse. – Zwei Tage darauf, am 25. Mai, schrieb Hirzel nochmals. Da der Briefbote am Morgen nicht gekommen war, musste er, als man auf dem Nachmittagsspaziergang Aussicht gegen Osten, gegen Paris hin, hatte, seine beiden Zöglinge zum Spielen wegschicken, um ruhig weinen zu können. Erst die Ankunft des Boten mit Maries Pfingstbrief beruhigte ihn wieder. Nun hofft er, bald die Nachricht von ihrer völligen Genesung zu erhalten.

Das sich hier immer deutlicher abzeichnende tragische Ende wurde indessen von einer ganz anderen Seite, nämlich von Zürich her, ausgelöst. Die sich überstürzenden Vorgänge der folgenden Tage schilderte Hirzel in seinem Abschiedsbrief an Bluntschli in der «letzten Stunde meines irdischen Daseins». Dieses längere Schriftstück trägt das Datum des 7. Juni 1847 und als Ortsangabe Neuilly, womit nicht die bekannte Vorstadt von Paris, sondern das Dorf westlich von Vincennes am Fuss des Mont Avron gemeint sein muss. Das Wort ist indessen von fremder Hand durch «Fontenay près Vincennes» ersetzt. Hirzel und Marie werden sich nahe der Grenze der beiden Dörfer aufgehalten haben. Hirzel wiederholt zuerst manches aus dem Brief vom 29. März, den er aus Schmerz über Bluntschlis Absage nicht abzuschicken gewagt hatte. Dann erwähnt er seine dauernde Geldverlegenheit, die ihn sogar gezwungen hatte, von Herrn Bouffé einen Vorschuss von 50 Franken zu erbitten. Völlig unerwartet traf

es ihn, als er kurz vor Ende Mai im Auftrag Jakob Weltis die Aufforderung eines Agenten Nägeli in Paris erhielt, binnen acht Tagen 600 Franken zu bezahlen, ansonst man sich an Herrn Bouffé wenden werde. Da packte Hirzel seinen Koffer, verliess das Schloss heimlich bei Nacht und reiste nach Paris zurück. Weil Marie es ablehnte, allein nach Zürich heimzureisen, mietete sich Hirzel ein Zimmer in dem Haus an der Rue de Lancry. Dort nähte Marie für Frau Schrameck, während er an seiner Novelle arbeitete in der Hoffnung, sich so durchzubringen. Er nannte diese Tage vom 30. Mai bis zum 2. Juni den schönsten aber auch bittersten Abschnitt seines Lebens. Indessen hatte Herr Bouffé seinen entflohenen Hauslehrer bald ausfindig gemacht und kam, um ihm mitzuteilen, dass er sich gezwungen sehe, ihn sofort zu entlassen und Bekannte vor ihm zu warnen. Das war das Ende. Jetzt war Hirzel ernsthaft zum Tod entschlossen. Marie beschwor ihn, sie nicht allein in der fremden Stadt zurückzulassen, wo sie nichts als Schande und Zwang zur Sünde vor sich sehe, und so willigte er «mit voller Überzeugung» darein, sie mit sich zu nehmen. «Ich frage keinen Menschen, nicht einmal dich, um die Meinung. Der Allmächtige wird mir bald sagen, ob ich mich irrte. *Sein Wille geschehe und sei ewig gepriesen, auch wenn es meine Verdammung wäre!*» Er bittet Bluntschli, dem Knaben Arnold seinen Abschiedsgruss zu bringen und ihn zu küssen. Der alten Frau Welti möge er ausrichten, dass ihr Kind jetzt für sie bete und sie bitte, auch für es zu beten. Hans Hafner soll der herzliche Dank des Paares überbracht werden für die ihm bewiesene Treue. Die fast vollendete Novelle[8] sei für Bluntschli «ein Andenken an seinen unglücklichen und doch durch Marie auch im Sterben noch glücklichen Freund». Bluntschli schrieb neben die Adresse des Briefes dann die Bemerkung: «Am Schluss standen von der Hand der Marie W. folgende Worte: ‚Ich bitte Sie, grüssen Sie mir die Meinigen auf das herzlichste und sagen Sie ihnen, dass ich freiwillig und gern mit meinem Bernhard sterben will, da die Menschen uns verhindern, mit einander zu leben. Sie sollen alle beten für mich und meinen lieben Bernhard. – Adieu meine liebe Mutter, lieber Thomas, Johannes Hafner, Stiefbruder Hans in Bonstetten, alle lebt

[8] Sie spielt in den vierziger Jahren und schildert die Liebe eines hochherzigen jungen Zürchers zu einem edlen und gebildeten Mädchen aus einer Gruppe von Heimatlosen. Es scheint, dass der Jüngling auf einem Freischarenzug den Tod finden sollte. Trotzdem die Erzählung gewisse Ähnlichkeiten mit solchen Heinrich Zschokkes aufweist, gelang es Hirzel nicht, seine Figuren wirklich lebendig darzustellen.

wohl!' – Ich habe diese Stelle abgeschrieben und der Mutter Welti nach ihrem Wunsch gegeben.»

Um seine letzten Lebenstage mit Marie zu fristen, hatte Hirzel wahrscheinlich seine Bücher und andern Habseligkeiten verkauft. Die Briefe vom 29. März und 7. Juni, der fast vollständige Briefwechsel zwischen Hirzel und Marie Welti, ebenso Entwurf und Reinschrift der Novelle gelangten in die Hand Bluntschlis, der sie aufbewahrte.[9]

Als Todesdatum Hirzels ist in den Zürcher Registern der 8. Juni 1847 angegeben. Er war damals fast vierzig, Marie fast zwanzig Jahre alt gewesen.

Bluntschli schreibt über des Freundes Tod:[10]

«In Paris glückte es ihm mit Hilfe besonders seines Freundes, des Orientalisten Henschel, vorerst eine kleine Anstellung in einem Privathaus zu erhalten. Indessen war die Hoffnung schwach, dass er die Schwierigkeiten des Lebens überwinden könnte. Wieder erfasste ihn die Verzweiflung, und er vollzog den lange gehegten Vorsatz.

Eines Tages erhielt ich die Nachricht, Hirzel und seine Geliebte haben gemeinsam ihrem Leben ein Ende gemacht. Ähnlich wie der Dichter Kleist mit seiner Freundin den Tod in der Nähe von Berlin gesucht, begab auch er sich mit seiner treuen Marie in der Nähe von Paris an einen stillen Ort. Da lebten sie noch ein paar Tage geeint und bereiteten sich auf den Tod vor. Sie starben freiwillig an dem gemeinsam genossenen Gift.

Mich schmerzte dieser Tod, und doch konnte ich dem Freunde, den ich sehr geliebt und sehr bedauert hatte, darüber nicht gram sein. Er war ein tragisches Opfer eher noch seines unseligen Geschicks, als der eigenen Verschuldung. Diese war freilich gross und schwer, aber gross und achtenswert waren auch die Liebe in ihm, die Aufopferungsfähigkeit für ideale Güter und ein Seelenadel, der befleckt, aber nicht zerstört war. Gott wird ihm gnädig sein.»

Marie Weltis Tod hatte noch ein spätes amtliches Nachspiel. Am 25. Juni 1850 behandelte der Zürcher Regierungsrat ein Gesuch des *Zolliker Gemeinderates*, über den bescheidenen Nachlass des Mädchens verfügen zu dürfen. Die Zolliker Behörde rekapitulierte darin die Einbürgerung Maries Ende 1837, die Ausscheidung eines Teils der

[9] Zahlreiche Briefe Hirzels an Bluntschli samt Hirzels Lebensbeschreibung und der hier genannte Nachlass Hirzels befinden sich heute im Bluntschli-Archiv der Zentralbibliothek Zürich.

[10] Am angegebenen Ort, Seite 411.

Einkaufssumme zu ihren Gunsten und die Vermittlung einer Schneiderinnenlehre. «Nachher zog sie bald da, bald dort herum und starb endlich in Paris im Juli[11] 1847.» Nach Abzug des Lehrgeldes betrug ihre Hinterlassenschaft noch wenig über 100 fl., und «es machten auf dieselbe im Juni v. J. ihre angeblichen, ebenfalls aus wilder Ehe herstammenden Brüder Peter und Thomas Anspruch. Der Gemeinderat erklärte ihnen aber, dass sie das Vermögen nur dann an sich ziehen können, wenn sie sich darüber ausweisen, dass sie wirkliche Erben der Verstorbenen seien. Seither machten dieselben nach dem Berichte des Gemeinderathes keinen Anspruch mehr.» Die Regierung erlaubte den Zollikern, die Hinterlassenschaft einem Findelkind zugute kommen zu lassen, «das in der Nacht vom 20. auf den 21. Mai 1848 vor die Hausthüre eines dortigen Bürgers gelegt worden war, dessen Mutter aber bis jetzt, aller Bemühungen ungeachtet, nicht habe entdeckt werden können.»[12]

In der «Allgemeinen Deutschen Biographie» zollt *Meyer von Knonau* Hirzel als Wissenschafter grosses Lob. Über dessen Ende gibt er wohl die Ansicht mancher Aussenstehenden oder politischen Gegner Hirzels so wieder: «Allein zu seinem Unglück folgte ihm das unwürdige weibliche Wesen, das schon längst sein Leben vergiftet, die Lösung der Ehe Hirzels herbeigeführt hatte, ebenfalls nach Paris. Er kam in das tiefste Elend und nahm sich endlich durch Gift das Leben.»[13] Wie wenig wussten doch diese Leute um die wahre Tragödie des Paares und besonders des unglücklichen Mädchens!

[11] Im Juni. Möglicherweise gelangte die Meldung von Maries Tod erst verspätet nach Zollikon. Man scheint dort auch nicht gewusst zu haben, dass Marie nie nach Lindau oder, wie Hirzel nachher verbreiten liess, nach Italien gereist war; daher der Ausdruck «herumziehen».

[12] Dieses Findelkind wurde am 10. September 1848 in Zollikon getauft und erhielt den Namen Bertha Vontobel (1848–1920); es verheiratete sich 1869 mit Gottfried Maurer von und in Zollikon.

[13] Allgemeine Deutsche Biographie, Band 12, Seite 483.

In Zürich erschien 1918 der Roman «Bernhard Hirzel» von *Adolf Frey*. Es waren «künstlerische Erwägungen», die den Verfasser bewogen, nicht nur die historischen Figuren gegenüber der Geschichte zum Teil recht stark zu verzeichnen, sondern auch den Pfäffiker Lehrer Mürggeli und andere Leute aus der Gemeinde frei zu erfinden. Ferner ist die «Gestalt von Gotthelfscher Faktur» des Pfarrers Morf in Freys Darstellung unhistorisch, wenn sie auch gewisse Züge der beiden bedeutend weniger integern und vom Kirchenrat gemassregelten Geistlichen Morf in Wildberg und Tobler in Weiningen aufweist. Siehe darüber ausführlich: Lina Frey in «Adolf Frey, sein Leben und Schaffen», 2. Band, Leipzig, 1925; ferner das Zürcher Pfarrerbuch.